

Peter Radtke

Behinderung und Medien

Es ist inzwischen zu einem Gemeinplatz geworden: Die bösen Medien zeichnen ein verzerrtes Bild von Menschen mit einer Behinderung. Insbesondere Film und Fernsehen werden in dieser Hinsicht an den Pranger gestellt. Doch die Thematik „Das Bild behinderter Menschen in den Medien“ ist wesentlich komplexer. Zwei unterschiedliche Aspekte sind zu beachten: „**Welches Bild vom Menschen mit Behinderung reflektieren die Medien?**“ und „**Inwie weit prägt dieses Bild das gesellschaftliche Bewusstsein?**“. Die Situation erinnert an eine bekannte philosophische Frage, die nur allzuoft ins Lächerliche gezogen wird. „Was war zuerst da, die Henne oder das Ei?“ Wie die Antwort auch ausfällt, sie ist zu widerlegen. Für beide Alternativen wird man gute Argumente finden. In ähnlicher Weise könnte man nun auch fragen: „Was war zuerst da, die Medien oder die Gesellschaft?“ Hier dürfte die Lösung leichter fallen. Die Medien sind ein Produkt der Gesellschaft. Das heißt zwar nicht, dass sie unter allen Umständen und ausschließlich vorgegebene Verhältnisse widerspiegeln. Die Medien können Utopien propagieren; sie können pädagogisch auf die Gesellschaft einwirken. In der Regel werden sie jedoch relativ eng an den Vorstellungen bleiben, die von ihren Konsumenten gepflegt werden. **Eine Analyse müsste folglich zunächst die Urteile und Vorurteile über Menschen mit einer Behinderung auflisten, daran anschließend die Frage stellen, wie diese Vorgaben in den Medien aufgegriffen werden, und zu guter Letzt untersuchen, wie die so erhobenen Fakten wieder in die Gesellschaft hineingetragen werden.**

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Behinderung seit alters her mit negativen Vorstellungen besetzt ist. Homer beschreibt in der „Ilias“, wie Hephaistos von den Göttern des Olymp wegen seines Hinkens verlacht und aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen wird (Ilias I, 590 ff.). Wir wissen, dass in Sparta behinderte Kinder ausgesetzt wurden. Das Alte Testament verbietet Menschen mit einem Makel die Funktion des Priesteramtes (3. Moses 21, 18 ff.). Noch 1566 schreibt Luther in seinen Tischreden über ein behindertes Kind: „Wenn ich gar Fürst oder Herr wäre, so wollte ich mit diesem Kinde in das Wasser, in die Mulde, so bei Dessau fleusst, und wollte das Homocidium daran wagen.“ Den bisherigen Höhepunkt der Verachtung von Menschen mit einer Behinderung bildete wohl die berüchtigte Euthanasieaktion T4 im Dritten Reich, der Tausende von geistig und körperlich behinderten Menschen zum Opfer fielen. Und selbst heute wird wieder, aufbauend auf den Thesen des Ethikprofessors Peter Singer, über „lebenswertes“ und „lebensunwertes“ Dasein diskutiert. Auf diesem Hintergrund einer generellen Ablehnung behinder-

ten Lebens als defizitär und aus der Norm fallend ist auch die Medienberichterstattung zu sehen.

Es beginnt mit dem Gebrauch der **Sprache**, dem wichtigsten Element der Informationsvermittlung. Bekanntlich beeinflusst die Sprache das Denken, und dieses hat wiederum Auswirkungen auf unsere Konzeption der Wirklichkeit, wie schon 1956 der amerikanische Linguist Benjamin Lee Whorf in seinem Sammelband „Language, Thought and Reality“ ausführlich darlegte. Es kann nicht egal sein, welche Termini und Satzkonstruktionen gerade in den Medien verwendet werden. Hieraus resultieren nämlich Assoziationen, die sich im ungünstigsten Fall fatal für das Verständnis von Menschen mit Behinderungen auswirken können. Es sei dies an drei Beispielen aus dem journalistischen Alltag aufgezeigt. Sie könnten jederzeit um ein Vielfaches vermehrt werden.

Immer wieder hören oder lesen wir den Begriff „der Behinderte“ oder „die Behinderten“ statt „der behinderte Mensch“ oder „der Mensch mit einer Behinderung“. Progressive Kreise in der Sozialarbeit, vor allem aber auch Betroffene selbst, sprechen heute ohnedies lieber von „Menschen mit Assistenzbedarf“, unter Umgehung des Begriffes „Behinderung“. Die Substantivierung des Adjektivs „behindert“ zu „der Behinderte“ oder „die Behinderten“ reduziert den Einzelnen ausschließlich auf seine Behinderung, als definiere er sich durch nichts anderes als durch diese. Darüber hinaus konstituiert dieser Vorgang eine Einheit quer über alle Behinderungsarten und individuellen Eigenschaften hinweg. Wenngleich die Unterscheidung vielen Journalisten durchaus bekannt ist, hat sie sich in der Praxis der Medien noch keinesfalls durchgesetzt. Es mag dies an der Bequemlichkeit kurzer Formulierungen liegen, denkbar ist jedoch auch, dass sich hier überkommene Vorstellungen einer rein medizinischen, an Defiziten orientierten Sichtweise halten.

Ein anders geartetes Beispiel sprachlicher Verzerrung bildet der geläufige Ausdruck „an den Rollstuhl gefesselt“. Selbst in renommierten Fachzeitschriften und überregionalen Tageszeitungen taucht dieser Begriff auf, wenn es darum geht, einen Menschen zu umschreiben, der auf den Rollstuhl angewiesen ist. Dabei wird vergessen, dass für viele Gelähmte der Rollstuhl überhaupt erst Mobilität bedeutet, dass sie ohne ihn viel stärker behindert wären. Diese Redewendung verrät also weit mehr, als man auf den ersten Blick erahnt. Schon der pathetische Stil macht deutlich, dass hier Behinderung als hochdramatischer Akt gesehen wird. Darüber hinaus assoziiert der Begriff „gefesselt“ die Vorstellung von Gefängnis und damit von unglücklichem Dasein. Dies führt zum Kern einer scheinbar objektiven Berichterstat-

tung. Es kann sicher nicht bestritten werden, dass es behinderte Menschen gibt, denen ihr Zustand in der Tat deprimierend und unerträglich erscheint. Hieraus jedoch eine generelle Haltung abzuleiten, die für alle zuträfe, wird weder durch empirische Untersuchungen belegt, noch entspricht sie dem allgemeinen Selbstverständnis der meisten Betroffenen. Auch ist es ein Unterschied, ob behinderte Menschen selbst ihr Schicksal derart umschreiben, oder ob dies durch Außenstehende geschieht. Wenn Heinrich Heine von seinem Krankenlager als von seiner „Matratzengruft“ spricht (Romanzero, Nachwort), ist dies etwas prinzipiell anderes, als wenn dies seine Umwelt tut.

Der Hintergrund solcher Ausdrucksweise ist un schwer zu erraten: „Wenn ich so wäre wie dieser Mensch, würde ich so oder so empfinden“. Tatsächlich aber steckt der nichtbehinderte Journalist nicht in der Haut des Menschen mit Behinderung. Folglich trifft auch seine Schlussfolgerung nur in den seltensten Fällen zu. Da auch die Leser, Radiohörer oder Fernsehteilnehmer in der Regel nichtbehindert sind, halten sie die Projektion des Außenstehenden für durchaus nachvollziehbar und machen sie sich für ihr Menschenbild von Personen mit Behinderungen zu Eigen. Hieraus ergibt sich die paradoxe Situation, dass die Berichterstattung zu Behindertenthemen mitunter eher der Vorstellung der Nichtbetroffenen vom Alltag behinderter Menschen entspricht als der tatsächlichen Situation.

Das letzte Beispiel einer unbewussten Beeinflussung durch die Sprache, das hier angeführt werden soll, betrifft eine Redewendung, die von vielen als Inbegriff fortschrittlicher Behindertenpolitik gesehen wird: die Forderung nach „Integration in die Gesellschaft“. Ungewollt werden hier „Gesellschaft“ einerseits und „behinderte Bürger“ andererseits auseinander dividiert. Eine „Integration in die Gesellschaft“ geht von der Vorstellung aus, als handle es sich hier um zwei verschiedene Personengruppen. Gerade dies ist nicht der Fall. **Menschen mit einer Behinderung sind per definitionem Teil der Gesellschaft** ebenso wie Personen ohne Behinderung. Die Sprache verrät, was wortreich bestritten wird: Die Ausgliederung findet statt, vorab in den Köpfen der Betrachter, später möglicherweise realiter.

Neben der **sprachlichen Diskriminierung** besteht in den **audio-visuellen Medien** auch eine **optisch-inhaltliche**. Sie beruht auf der selektiven Darstellung bestimmter Aspekte und Behinderungsarten unter Auslassung ebenso wichtiger anderer Perspektiven. So kann man generell von zwei Hauptrichtungen sprechen, in denen sich die Fernsehberichterstattung weitgehend erschöpft. Zum einen werden Menschen mit Behinderung vorgestellt, die nach herkömmlicher Meinung **ungewöhnliche Leistungen** erbringen. In diese Kategorie gehören **Reportagen über behindertensportliche Ereignisse** wie die Paralympics, über außergewöhnliche Einzelaktionen (z.B. „Blinder bezwingt Nanga Parbat“, „Einbeiniger raddelt um den Globus“) und über die Bewältigung be-

ruflicher Herausforderungen, die einem behinderten Menschen gemeinhin nicht zugetraut wird. Hier legt man so genannte Nichtbehindertennormen an Personen an, die man üblicherweise außerhalb solcher Normen stehend ansieht. Zum anderen aber werden die **Betroffenen** als ausschließlich **hilfsbedürftige Wesen** dargestellt, wobei man bewusst oder unbewusst an das Mitleid der Außenstehenden appelliert. Diese Ausrichtung lässt den Einzelnen als unselbstständiges, auf die Zuwendung der Solidargemeinschaft angewiesenes Individuum erscheinen, Batman oder Bettler – zwischen diesen beiden Polen scheint es nichts zu geben, was es wert wäre, vermittelt zu werden. Beide Tendenzen sind gleich weit vom Ziel einer zusammengehörenden Gesellschaft entfernt, indem sie entweder den Betroffenen auf ein erhöhtes Podest stellen oder umgekehrt außerhalb jeglicher sozialen Verpflichtung als ausschließlich Nehmenden. **Während also in den Medien in der Regel ein stark vereinfachtes Schwarz-Weiß-Bild gezeichnet wird, findet sich in der Realität eine Vielzahl von Schattierungen, die zu stärkerer Differenzierung Anlass geben sollte.**

Eine weitere **Selektion** betrifft die **dargestellten Behinderungsarten**. Während Rollstuhlfahrer und neuerdings auch Menschen mit Down-Syndrom immer häufiger im Fernsehen erscheinen, gilt dies nicht ebenso für Menschen mit anderen Einschränkungen. Charaktere, die gehörlos oder blind sind, sieht man meistens nur als Opfer oder Täter in Krimis, z.B. „Warte bis es dunkel wird“ (1967), „Die einzige Zeugin“ (1995), „Die toten Augen von London“ (1939 und 1961), „Les morts ont des oreilles“ (1993), „Do not disturb – Zwei Augen zu viel“ (1999). Spielfilme wie „Schmetterlinge sind frei“ (1972), „Gottes vergessene Kinder“ (1986) oder „Jenseits der Stille“ (1996) bilden eher die Ausnahme. Schwerstbehinderte Menschen gelten in Fachkreisen als „dem Publikum nicht vermittelbar“. Über sie wird höchstens gesprochen; ins Bild gesetzt werden sie selten. Aber auch Menschen mit Behinderungsarten, die man „unsichtbar“ nennen könnte, fallen durch den Raster. Allenfalls in medizinischen Ratgebersendungen wird auf ihre Probleme eingegangen. Als Teil von Serien oder Spielfilmen sind sie mehr oder minder nicht vorhanden. So dürfte es kaum ein fiktionales Format geben, in dem das Drehbuch einen Diabetiker oder einen Dialysepatienten vorsieht.

Momentan hat es jedoch den Anschein, als ob insbesondere die Privatsender in **Talkshows** behinderte Menschen als neue Protagonisten entdeckt hätten. Dabei stehen Themen wie „Sexualität und Behinderung“ oder „Mein Partner ist behindert“ im Vordergrund. Hieraus eine Öffnung hin zum Menschen mit Behinderung abzuleiten, wäre allerdings verfrüht. Vielmehr ist anzunehmen, dass die Vielzahl derartiger Formate und der damit einher gehende Mangel an neuen Inhalten die plötzliche Zuneigung zu einer Personengruppe befördert, die bislang gerade die Sender der neuen Generation links liegen ließen.

In diesem Zusammenhang ist auf ein weiteres Phänomen hinzuweisen, das bereits im Kontext der sprachlichen Reduktion von Menschen mit Behinderung auf eben diese Behinderung angedeutet wurde. Auch inhaltlich scheinen Betroffene für Funk und Fernsehen nur im Hinblick auf ihre Behinderung interessant zu sein. Bis auf wenige Ausnahmen – Thomas Quasthoff, Stevie Wonder, Andrea Bocelli (die Namen wären an einer Hand abzuzählen) – werden Betroffene von den Medien, wenn überhaupt, ausschließlich zu Behindertenthemen interviewt. Der Autor dieser Zeilen hat noch keine einzige Fernseh-Sträßenumfrage erlebt, in der ein behinderter Passant über Alltagsprobleme zu Wort gekommen wäre, wie die Öffnung der Ladenzeiten oder die gegenwärtige politische Situation. **Dem Wortgeklingel von Integration – die Problematik des Begriffes wurde bereits angesprochen – steht die Wirklichkeit der gedanklichen Aussonderung und Beschränkung auf die Behinderung entgegen.**

Wenn die Frage erörtert wird, ob die Probleme behinderter Menschen in den Medien ausreichend Berücksichtigung finden, geht es nicht nur um die Quantität der entsprechenden Beiträge. Es fällt auf, dass **Sendungen und Filme**, die sich mit **Behindertenthemen** befassen, mit Vorliebe **an bestimmten Wochentagen** oder **zu gewissen Jahreszeiten** gebracht werden. So konzentrieren sich fast alle regelmäßigen einschlägigen Programme auf den Samstag oder Sonntag („*Sehen statt Hören*“, „*mach mit*“, „*selbst bestimmt*“, „*Normal*“, „*Challenge*“). Einmalige oder unregelmäßige Sendungen werden vorzugsweise an Feiertagen wie Weihnachten und Ostern oder in der Adventszeit ausgestrahlt („*Stolperstein*“, „*Sternstunden*“, Spielfilme mit Behindertenthemen). Von einer normalen Integration in das Programm, wie es Medienverantwortliche immer wieder behaupten, kann keine Rede sein. So wie die Wochenenden und Feiertage ein gewisses Schutzrevier darstellen, werden

auch **Behindertensendungen** gerne in einen **Schonraum** abgeschoben. Dort stören sie niemand und nehmen vor allem publikumsträchtigeren Programmen keine Einschaltquoten weg.

Betrachten wir alle bisher gemachten Einzelercheinungen, so lassen sie sich weitgehend auf dasselbe Prinzip zurückführen: **Menschen mit Behinderungen werden als defizitäre Wesen dargestellt.** Dies gilt sogar dort, wo das Gegenteil bewirkt werden soll, bei den „außergewöhnlichen Leistungen“. Sie erhalten nur deshalb besondere Akzeptanz, weil sie auf dem Hintergrund eines Menschenbildes fußen, das eigentlich dem Negativen verhaftet ist. Wenn diesem Teufelskreis entgangen werden soll, müssten **positive Gegenkonzepte** entwickelt werden, die nicht eine bloße Umkehrung der bisher gängigen Vorstellung sind. Behinderung und das Leben mit einer solchen wäre dementsprechend weder ein Nichtbehindertendasein mit umgekehrten Vorzeichen noch eine Existenz „trotz allem“. Sie wäre das, was sie ist: eine eigenständige Lebensgestaltung, die ihren Wert aus sich selbst gewinnt.

Inwieweit die Medien in Zukunft die Kraft aufbringen, eine Gegenposition zu der herkömmlichen Negativtendenz aufzubauen und damit belehrend auf die Gesellschaft einzuwirken, ist angesichts der steigenden Bedeutung von Einschaltquoten und Auflagenhöhen mehr als zweifelhaft. Schließlich finden die Leser, Zuhörer oder Fernsehteilnehmer in den Medien, die sie nutzen, am liebsten ihre eigene Meinung bestätigt – und die ist momentan bei steigenden wirtschaftlichen Problemen in Bezug auf behinderte Menschen nicht unbedingt Akzeptanz fördernd.

Dr. Peter Radtke ist Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien, München.

Buch der Begriffe

Sprache – Behinderung – Integration

Viele nichtbehinderte Menschen reagieren hilflos, mitleidig oder peinlich berührt, wenn sie Menschen mit Behinderung begegnen. Diese Unfähigkeit mit einer Situation umzugehen manifestiert sich auch im Sprachgebrauch. So finden sich zahlreiche Redewendungen, die scheinbares Leid implizieren. Beispiele dafür sind: „*an Behinderung leiden*“, „*einen Schicksalsschlag erleiden*“, „*sein Leben fristen müssen*“, „*hilfsbedürftig sein*“ oder „*an den Rollstuhl gefesselt sein*“ ...

Das „Buch der Begriffe“ ist ein ungewöhnliches Wörterbuch zu Sprache, Behinderung und Integration. Das Nachschlagewerk listet nicht nur eine Rei-

he von Begriffen und Ausdrücken auf, die behinderte Menschen sprachlich diskriminieren. Es bietet auch Anleitungen für einen nicht-diskriminierenden, respektvollen Umgang mit Sprache und erläutert wichtige Fachbegriffe. Entstanden ist das „Buch der Begriffe“ in einer Kooperation von Integration:Österreich und dem Integrativen Journalismus-Lehrgang. Gefördert wurde das Projekt vom Bundessozialamt Salzburg aus Mitteln der Beschäftigungsoffensive der österreichischen Bundesregierung.

Erscheinungstermin voraussichtlich März 2003
Nähere Infos: lehrgang@ioe.at